

KUBA

SARTRE-REISE

Perspektive der Jungen

Jean-Paul Sartre, der Philosoph, besuchte Fidel Castros Kuba und sah — Sartres Kuba. Und war entzückt.

Er trottete an der Seite seiner Lebensgefährtin, Simone de Beauvoir, durch die Straßen von Havana, stapfte über Zuckerrohrfelder und saß neben dem bärtigen Fidel im Auto. Wo immer er ging, was immer er hörte, er nahm immer nur seine eigene Philosophie wahr. Im Pueblo inmitten von Tomatenfeldern oder im Regierungspalast, überall auf Weg und Steg der Zucker-Insel begegnete ihm der Mensch von jenem Typ, wie er, der Philosoph, ihn sich am Schreibtisch erdacht hatte: der Mensch, der nichts zu verlieren hat, der jung ist, der handelt, ohne über Vergangenes zu spekulieren, der seine Bedürfnisse zu befriedigen trachtet — und sei es das Bedürfnis, den Mond zu besitzen. Nicht ohne Rührung nennt Sartre die Castroiten seine „Söhne“.

Sartre hat seine kubanischen Erlebnisse in einer Niederschrift* festgehalten, die wohl eigentlich eine Reportage werden sollte. Nun, es ist keine geworden. Eher das Reisetagebuch eines glücklichen Philosophen und darüber hinaus eine Flugschrift — mit grimmen Schmährufen gegen die USA und verzückten Hymnen für Castro.

Wenn am Horizont des Denkers Sartre die drei Buchstaben „USA“ auftauchen, dann geht es ihm offenbar wie Pawlows Hunden, wenn es klingelt: Es übermannt ihn zornige Freßlust. Über die Yankees kann der Philosoph nun einmal partout nicht objektiv schreiben, er muß sie fressen.

Das menschliche Dasein ist für Sartre ein schlichtes Nacheinander von immer neuen Entschlüssen, gleichsam eine Kette von Perlen ohne Schnur, eine Reihe von punktuellen Willensakten. Der Mensch hat, so Sartre, in jedem Augenblick seines Lebens die Freiheit des Entscheidens und soll sie haben. Wer diese momentane Existenz des Menschen irgendwie zu verfallsen sucht — etwa, indem er ein überzeitliches Ideal zur Norm politischen Handelns macht —, zieht sich den Zorn Sartres zu.

Deswegen haßt er die Amerikaner, und deswegen gibt es zwischen Sartre und dem leninistischen Kommunismus Unstimmigkeiten, die auch in seinem Kuba-Rapport zu Worte kommen: Von einem Besuch im Büro der kubanischen KP hat Sartre im Grunde nicht mehr zu berichten, als daß er dort alte Männer getroffen habe — eine Anmerkung, die, im Sinne Sartres, tödlich ist.

Sartre nennt sich gleichwohl einen Marxisten. Aber der moskowitzische Kommunismus hat nach Sartres Meinung den Kontakt mit den Massen verloren, mit jenen Besitzlosen, die nach Sartre die bewegende Kraft der Menschheit und der Maßstab sind, nach dem die Menschheit sich verhalten soll.

* Die Niederschrift wird demnächst im Verlag Rowohlt als Buch erscheinen.

„Alles, was wirklich ist, ist Praxis, und alles, was Praxis ist, ist wirklich“, schrieb Sartre in seinem jüngsten philosophischen Werk, der „Kritik der dialektischen Vernunft“. In Moskau jedoch ist, so meint Sartre, die Praxis von der Ideologie überwuchert worden. Dort ist die Ideologie zu einem toten Schematismus alter Männer erstarrt, die beim Theoretisieren von dem, was wirklich ist, abgekommen und böse geworden sind, weil sie die Wirklichkeit in ihr Schema pressen wollen. Deswegen haben sie, die Sowjets, in Budapest 1956 die Sünde aller Sünden begangen: auf Arbeiter zu schießen.

„Die Arbeiter emanzipieren sich aus eigener Kraft auf dem Wege der Fehler, auf dem Wege der praktischen Erfahrungen“, mahnte Sartre 1956 die Sowjets. Genau diesen „Arbeitern“ ist Sartre nun auf Kuba begegnet: Menschen, die — ohne vorgegebene und fetischisierte Pläne und Überlieferungen —



Castro-Freund Sartre
Auf Besuch beim Menschen

praktisch tätig sind und sich dabei selbst emanzipieren oder, wie Sartre es sonst gern ausdrückt, sich zu „menschlichen Menschen“ machen.

„Menschliche Menschen“, so könnte man definieren, sind solche, die handeln, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. „Unmenschliche Menschen“ hingegen handeln nach den Geboten eines Gottes oder nach den Direktiven eines vergötterten Planes.

Sartres Philosophie ist umstritten — Tatsache jedoch ist, daß der Mensch, den Sartre sich als Philosoph erträumt hat und dem er auf Kuba tatsächlich begegnet sein will, in jüngster Zeit weltpolitische Realität zu werden beginnt.

Für den europäischen Menschen, sei er nun abendländischer Christdemokrat oder Kommunist, hat jede wirt-

schaftliche Handlung über den Zweck der Bedürfnisbefriedigung hinaus noch einen ideologischen Wert. Ulbrichts „LPG“ ist — in der Vorstellung Panlows — nicht nur ein Mittel, die landwirtschaftliche Produktion zweckmäßig anzuordnen, sondern außerdem ein Instrument „im Kampf gegen den Adenauer-Faschismus“. Sie wird deswegen jenseits der Elbe als verehrungswürdig ausgegeben und hat Fetisch-Charakter angenommen. Ähnlich steht es im Westen mit der „Volksaktie“. Auch sie ist nicht nur ein Mittel, bestimmte Probleme der Kapitalbildung zweckmäßig zu regeln, sondern darüber hinaus ein Begriff, der mit ideologischen und gefühlvollen Vorstellungen vom „abendländischen Menschen“ aufgeladen ist.

Es gilt in Europa als zweifelhaft, ob man dem europäischen Menschen das Ansinnen stellen soll, er möge alle jene Ideologien und Gefühle über Bord werfen, die er nun einmal mit den verschiedenen Modellen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhaltens verbindet. Sicher wäre er mit einem solchen Ansinnen heute überfordert. Schließlich hängen an Begriffen wie „Demokratie“ oder „Kolchese“ Blut, Schweiß und Tränen der Ahnen, und tatsächlich ist es für den Europäer auch heute noch keineswegs ausgemacht, ob diese Begriffe nicht nach wie vor des Blutes der Tapferen und des Schweißes der Edlen wert sind.

Unbestritten aber ist, daß alle diese europäischen Gefühle und Ideologien, so ehrenhaft sie immer sein mögen, für die eben jetzt in die Weltgeschichte eintretenden Völker nicht mehr nachvollziehbar sind. Ob eine Fahrradproduktion in Form einer Aktiengesellschaft oder in Form eines Volkseigenen Betriebs aufgezogen werden soll, ist für Inder und Indonesier, Kubaner und Kongolesen nichts anderes als eine Frage reiner Zweckmäßigkeit. Für sie stehen dabei keine verehrungswürdigen Ideen, keine Erinnerungen und keine Ängste in Frage, sondern es gilt allein das Problem, wie man am besten Fahrräder produziert.

Diese jungen Völker nehmen aus der Kiste der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lösungen Europas die, welche ihnen zweckmäßig zu sein scheinen, mögen sie nun „Kolchese“ oder „Kommanditgesellschaft“ heißen. Diese Völker probieren, verwerfen oder verwenden sie, ohne dabei der europäischen Gefühle zu achten oder sie auch nur zu verstehen.

Das mag, wie Sartre glauben machen will, heute schon auf Castros Kuba so sein. Das gilt möglicherweise auch bereits für Sekou Tourés Guinea. Das wird aller Wahrscheinlichkeit nach sehr bald auch in Lumumbas Kongo so sein.

Sartres Kuba-Bericht war als Zeitgeschichte gedacht. Castros Erkrankung droht ihn schneller als erwartet zu „Geschichte“ zu machen. Doch das mindert nicht den Wert des Reports, denn er handelt von jenem Menschen, mit dem sich Europa, ob es nun auf das Kreuz oder auf die rote Fahne schwört, in Zukunft wird abfinden müssen: von dem traditionslosen Menschen der Entwicklungsländer.